



Leseprobe

James Lee Burke

Sturm über New Orleans

Ein Dave-Robicheaux-Krimi

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 576

Erscheinungstermin: 09. Januar 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Hurrikan Katrina trifft New Orleans mit voller Wucht. In der überfluteten Stadt treiben Leichen umher, und die Menschen versuchen panisch, ihr Hab und Gut zu retten. Die Häuser sind verlassen, der Strom ist weg und keine Spur mehr von Recht und Ordnung. Ein tiefer Graben des Misstrauens trennt die weiße und die schwarze Bevölkerung, während Hilfe der Behörden auf sich warten lässt. Inmitten dieses Szenarios soll Dave Robicheaux die Vergewaltigung an einem jungen Mädchen aufklären und einen verschwundenen Priester finden. Dabei müsste er sich viel dringender um den Gründer einer Bürgerwehr kümmern, der wesentlich gefährlicher ist als die vielen Verbrecher, die damit beschäftigt sind, die Stadt zu plündern.



Autor

James Lee Burke

James Lee Burke, 1936 in Louisiana geboren, wurde bereits Ende der Sechzigerjahre von der Literaturkritik als neue Stimme aus dem Süden gefeiert. Nach drei erfolgreichen Romanen wandte er sich Mitte der Achtzigerjahre dem Kriminalroman zu, in dem er die unvergleichliche Atmosphäre von New Orleans mit packenden Storys verband. Burke wurde als einer von wenigen Autoren zweimal mit dem Edgar-Allan-Poe-Preis für den besten Kriminalroman des Jahres ausgezeichnet. 2015 erhielt er für *Regengötter* den Deutschen Krimi Preis. Er lebt in Missoula, Montana.

**JAMES LEE
BURKE**

**Sturm über
New Orleans**

EIN DAVE-ROBICHEAUX-KRIMI

Aus dem Amerikanischen von Georg Schmidt

Mit einem Nachwort von Oliver Huzly

WILHEM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE TIN ROOF BLOWDOWN
bei Simon & Schuster, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie alles rund um das Hardcore-Universum.

Weitere News unter www.heyne-hardcore.de/facebook



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 02/2017
Copyright © 2007 by James Lee Burke
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Pendragon Verlag, Bielefeld
Copyright © 2017 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
unter Verwendung eines Motivs von
© gettyimages.de (Scott B Smith Photography)
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-67716-6

www.heyne-hardcore.de

Einen Gruß an meine deutschen Leser

Mit Dave Robicheaux bin ich seit 1987 zusammen. Gewiss ist er kein perfekter Mann, er hat seine Schwächen und Sünden und Dämonen. Aber er versucht, das Richtige zu tun. Wir alle wissen von uns selbst, wie schwierig oder beinah unmöglich so etwas manchmal werden kann. Da leide ich als Autor oft mit Dave, er ist mir nah.

Nie aber war ich so froh, ihn zu haben – und bin es bis heute –, als es galt, mit den seelischen Folgen jener verheerenden Katastrophe umzugehen, die wir unter dem Namen „Hurrikan Katrina“ kennen. Dave hat mir geholfen, den Schmerz, den Schock und die Schande von Katrina ein wenig von der Seele zu heben. Was damals in New Orleans geschah, das war nicht nur eine Naturkatastrophe, das war das größte Versagen einer Regierung, der denkbar größte Verrat an der eigenen Bevölkerung. Es war ein Verbrechen. Eine nationale Schande. Eine Wunde, die in den Geschichtsbüchern auf immer festgehalten bleiben wird.

Manche sagen, dies sei mein politischstes Buch. Sicher ist es mein wütendstes. Nichts davon habe ich zurückzunehmen. Die Dave-Robicheaux-Romane, sagt man mir, waren längere Zeit in Deutschland nicht mehr zugänglich. Dass der Faden jetzt wieder aufgenommen wird, ist eine wunderbare Nachricht. Beinahe noch mehr freut mich, dass dies nun mit „Sturm über New Orleans“ geschieht.

Dieses Buch liegt mir am Herzen. Wenn Sie es gelesen haben, wissen Sie warum.

James Lee Burke

Ehe denn die Berge eingesenkt waren,
Vor den Hügeln war ich geboren,
Da er die Erde noch nicht gemacht hatte
Und was darauf ist, noch die Berge des Erdbodens.
Da er die Himmel bereitete, war ich daselbst,
Da er die Tiefe mit seinem Ziel fasste.
Da er die Wolken droben festete,
Da er festigte die Brunnen der Tiefe,
Da er dem Meer das Ziel setzte und den Wassern,
Dass sie nicht überschreiten seinen Befehl,
Da er den Grund der Erde legte:
Da war ich der Werkmeister bei ihm,
Und ich hatte meine Lust täglich,
Und spielte vor ihm allezeit,
Und spielte auf seinem Erdboden,
Und meine Lust ist bei den Menschenkindern.

(Sprüche Salomos, 8, 25–31)

In meinen schlimmsten Träumen kommen immer Szenen mit braunem Wasser und Elefantengrasfeldern im Abwind der Rotorblätter vor. Die Träume sind in Farbe, aber ohne Ton, ohne die erstickten Stimmen im Fluss, die Explosionen unter den Hütten der Dörfer, die wir niedergebrannt haben, oder das Knattern des Jolly Green und der Kampfhubschrauber, die im Tiefflug über das Blätterdach kommen, wie Insekten vor einer geschmolzenen Sonne.

Im Traum liege ich auf einem Regencap, ausgedörrt vom Blutersatzmittel, der Oberschenkel und die Seite von Wunden zerfetzt, die von Wölfen stammen könnten. Ich bin davon überzeugt, dass ich sterben werde, wenn ich nicht bald am Batallionsverbandsplatz mit Plasma versorgt werde. Neben mir liegt ein schwarzer Corporal, der nur seine Hose und die Stiefel anhat und dessen Oberkörper aufklafft, als ziehe sich ein roter Reißverschluss von der Achselhöhle bis zum Unterleib, eine Verletzung, die so schwer, so traumatisch und schrecklich anzuschauen ist, dass er nicht begreift, was ihm widerfahren ist.

„Ich hab den Drehwurm, Lieutenant. Wie seh ich aus?“, sagt er.

„Wir haben das große Los gezogen, Doo-doo. Wir kriegen einen Heimflug“, erwidere ich.

Sein Gesicht ist schweißüberströmt, der Mund so glänzend wie frisch aufgetragener Lippenstift, als er zu lächeln versucht.

Der Jolly Green wird beladen und hebt mit Doo-doo

und zwölf anderen Verwundeten ab. Ich starre nach oben auf seinen sonderbar rechteckigen Umriss, die wirbelnden Rotorblätter vor dem lavendelblauen Himmel und ärgere mich insgeheim, dass wir zurückgelassen werden und auf den Transporthubschrauber warten müssen, auch auf die Gefahr hin, dass starke nordvietnamesische Einheiten durch das Gras anrücken. Dann bekomme ich die aberwitzigste, grausamste und scheinbar ungerechteste Begebenheit meines ganzen Lebens zu sehen.

Als der Jolly Green über dem Fluss aufsteigt und in Richtung Südchinesisches Meer abdreht, schießt eine Rakete im Fünfundvierzig-Grad-Winkel aus dem Blätterdach und explodiert im Laderaum. Der Rettungshubschrauber erbebt einmal und bricht auseinander, während die Treibstofftanks in einem gewaltigen Feuerball hochgehen. Die Verwundeten an Bord sind in Flammen gehüllt, als sie aufs Wasser herabstürzen.

Nach und nach kommen sie ums Leben – durch herumfliegende Splitter und Kugeln, durch flüssiges Feuer auf der Haut und durch Ertrinken. Genau genommen müssen sie dreimal sterben. Ein mittelalterlicher Foltermeister hätte sich kein teuflischeres Schicksal ersinnen können.

Wenn ich aus dem Traum erwache, muss ich lange auf der Bettkante sitzen bleiben, die Arme um die Brust geschlungen, als hätte ich mir eine Erkältung eingefangen oder die Malaria würde sich wieder einmal in mir austoben. Ich rede mir ein, dass es nur ein Traum war, denn wenn es Wirklichkeit wäre, hätte ich Geräusche gehört und nicht nur Bilder gesehen, die heute Geschichtsstoff

sind und von jenen als irrelevant betrachtet werden, die entschlossen sind, die Historie zu wiederholen.

Außerdem sage ich mir, dass die Vergangenheit nur eine modernde Erinnerung ist und ich sie nicht noch einmal durchleben und auffrischen muss, wenn ich es nicht will. Als trockener Alkoholiker weiß ich, dass ich es mir nicht leisten kann, meiner Regierung Vorwürfe dafür zu machen, dass sie eine ganze Generation junger Männer und Frauen belogen hat, die einer guten Sache zu dienen glaubten. Und ich darf auch denen nichts nachtragen, die uns wie Kuriositäten, wenn nicht wie Parias behandelten, als wir heimkehrten.

Wenn ich mich wieder schlafen lege, sage ich mir einmal mehr, dass ich nie wieder das ungeheure Leid unschuldiger Zivilisten mitansehen oder miterleben muss, wie unsere Landsleute verraten und im Stich gelassen werden, wenn sie uns am dringendsten brauchen.

Aber das war vor Katrina. Das war, bevor ein Sturm mit größerer Wucht als die Bombenexplosion, die Hiroshima zerstörte, das Antlitz von Südlouisiana wegfetzte. Das war, bevor eine der schönsten Städte der westlichen Hemisphäre dreimal gemordet wurde, und nicht nur von den Naturgewalten.

Im Mittelpunkt meiner Geschichte steht ein liebenswerter Mann namens Jude LeBlanc. Als ich ihn kennen lernte, war er ein hübscher Junge, der den *Daily Iberian* austrug, auf der Catholic High School Baseball spielte und jede Woche in derselben Kirche beichtete, in die auch ich ging. Obwohl seine Mutter schlecht ausgebildet war und niedrigere Arbeiten verrichtete und sein Vater beim Blowout einer Ölquelle umgekommen war, lächelte er ständig, war voller Selbstvertrauen und ließ sich von keinem Missgeschick unterkriegen.

Ich habe gesagt, er lächelte. Das ist nicht ganz richtig. Jude strahlte in die Welt und wich ihren schlimmsten Schlägen aus, wusste, dass man bei einer Prügelei sein Blut schlucken muss, und zeigte den Leuten nie, dass er verletzt war. Er hatte die schmalen Augen und die kastanienbraunen Haare seiner jüdischen Mutter, und er kämmte sie glatt zurück, wie eine Figur aus einem Film der dreißiger Jahre. Irgendwie überzeugte er andere, dass die Erde ein angenehmer Ort war, dass der Tag schön war und uns allen nur Gutes widerfahren würde. Aber während ich zusah, wie Jude zum Mann heranwuchs, musste ich noch einmal die alte Lektion lernen, dass oftmals die besten Menschen in unserer Mitte dazu bestimmt sind, Gäste im Garten Gethsemane zu werden.

Gewöhnliche Männer und Frauen halten sich mittels Uhren oder Kalender an den natürlichen Ablauf der Zeit. Nicht so die Bewohner von Gethsemane. Hier sind ein

paar ihrer Geschichten, und jede von ihnen wirkt sich auf absonderliche Art und Weise auf das Leben eines Jungen aus New Iberia aus, der ein guter Mann geworden war und seinerseits nichts tat, was die Ereignisse hätte heraufbeschwören können, die ihm das Schicksal auferlegen sollte.

Am Freitag, dem 26. August 2005, wacht Jude LeBlanc in seiner im zweiten Stock gelegenen Wohnung im French Quarter auf, von der aus er freie Sicht auf den Innenhof und die Türme der St. Louis Cathedral hat. Es regnet heftig, und er sieht, wie das Wasser durch die Abflussrohre auf die Beete mit Hibiskus, Bananenstauden und Hortensien hinabschießt und sich auf den eingesunkenen Ziegeln staut, zwischen denen wilde Pfefferminzblätter sprießen.

Einen Moment lang vergisst er den geballten Schmerz, der rund um die Uhr unter seinem Rückgrat tobt. Die Latina, die Natalia heißt, bereitet in der Küche neben dem Wohnzimmer Kaffee und warme Milch für ihn zu. Ihr ärmelloses Baumwollkleid ist dunkelrot und mit knochenfarbenen Blumen bedruckt, die rosa Staubgefäße haben. Sie ist eine schwächliche Frau, deren kräftige Hände und stramme Muskeln über das Leben hinweg täuschen, das sie führt. Sie wirft ihm über die Schulter einen kurzen Blick zu, voller Sorge und Mitleid mit dem Mann, der seine Haare nach hinten kämmt wie Mickey Rooney in den alten amerikanischen Filmen, die sie sich in einer Videothek ausgeliehen hat.

Wenn sie anschaffen geht, arbeitet sie mit einem Zuhälter zusammen, der ein freies Taxi fährt. Sie und ihr Lude

suchen für gewöhnlich in den frühen Morgenstunden entlang der Bourbon Street nach Freiern und bringen sie entweder zu einem Privatparkplatz hinter einem ausgebrannten Gebäude an der Tchoupitoulas Street oder zu einem auffälligen Holzhaus an der North Villere Street, das dem Schwager des Zuhälters gehört, und vermeiden dadurch Auseinandersetzungen mit ihren besser organisierten Konkurrenten, die zumeist gute Beziehungen sowohl zu den Cops als auch den Überresten des alten Mob pflegen.

Natalia bringt ihm ein Tablett mit seinem Kaffee, der warmen Milch und einem mit Puderzucker bestreuten Beignet vom Café du Monde. Sie zieht die Jalousien herunter, dreht den elektrischen Ventilator zu ihm hin und fragt: „Soll ich's für dich machen?“

„Nein, im Moment brauch ich's nicht. Ich warte noch 'ne Weile.“

„Ich glaube, du hast letzte Nacht nicht geschlafen.“

Er sieht zu, wie das Regenwasser vom Dach stürzt und antwortet nicht. Während er auf dem Klappbett sitzt, schlingen sich Lichttentakel um seine Oberschenkel und tasten nach seiner Leiste. Natalia setzt sich neben ihn, so dass ihr Kleid zwischen den Knien durchhängt. Sie hat dicke schwarze Haare, die sie so oft wäscht, dass sie stets glänzen und zauberhaft aussehen, wenn sie sie auf die Schultern fallen lässt. Sie raucht und trinkt nicht, und niemals haftet ihrer Kleidung oder der Haut auch nur ein Hauch des Lebens an, das sie führt, wenn man von den Spuren an der Innenseite ihrer Schenkel einmal absieht.

Sie wirkt gedankenverloren, entweder seinet- oder ihret-

wegen, das weiß er nicht genau. Für sie ist Jude LeBlanc ein Rätsel, aus dem sie nie ganz schlau wird, aber offensichtlich akzeptiert und liebt sie ihn, unabhängig von dem, was er ist oder nicht ist, und unterwirft ihn keinem Urteil.

„Kann ich sonst noch irgendwas für dich tun?“

„Zum Beispiel?“

„Manchmal hab ich das Gefühl, dass ich dir gar nichts Gutes tu, dass ich dir nichts geben kann“, sagt sie.

„Du hast mir Frühstück gemacht“, sagt er.

Sie steht auf und kniet sich hinter ihm auf das Klappbett, massiert ihm die Schultern, zieht ihn kurz an sich und legt die Wange an seinen Hinterkopf. „In Mexiko gibt’s Mittel, die die Pharmafirmen nicht auf den hiesigen Markt lassen“, sagt sie.

„Du bist mein Heilmittel“, sagt er.

Sie hält ihn fest, und einen Moment lang wünscht er, er könnte all die Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und das bedrückende Gefühl der Verlorenheit loswerden. Aber wie erklärt man anderen, dass eine falsche Gleason-Auswertung der Prostatabiopsie so viel Schaden anrichten kann? Die meisten Menschen kennen den Begriff gar nicht. Zudem möchte er anderen nicht ihr Vertrauen in die medizinische Wissenschaft nehmen. Das wäre in gewisser Weise das Gleiche, als nähme er ihnen den einzigen Glauben, den sie haben.

Die Gleason-Skala hatte angezeigt, dass sich der Krebs noch nicht außerhalb der Prostata ausgebreitet hatte. Infolgedessen hatte der Chirurg darauf verzichtet, die Erektionsnerven zu entfernen. Das befallene Gewebe, das er

dringelassen hatte, wucherte in die Lymphknoten und die Samenleiter.

Natalia schmiegt sich an ihn, drückt den Unterleib an seinen Rücken, und er spürt, wie sich Begierden regen, die er sich nicht eingestehen will, und hofft vielleicht insgeheim, sie könnten die Gewissensbisse bannen, die ihn daran hindern, seiner Einsamkeit zu entrinnen.

Er steht auf und versucht seine Erektion zu verbergen, während er seine Hose anzieht. Sein Priesterkragen ist vom Nachttisch gefallen, und am unteren Rand hat sich ein Büschel Tierhaare mit Dreck vom Fußboden verfangen. Er geht zur Spüle und versucht ihn zu säubern, reibt den Schmutz aber nur tiefer in den weißen Kragen und spritzt zudem noch Fett aus einem nicht abgespülten Topf darüber. Er stützt sich auf die Hände, kann nicht mehr verbergen, wie nutzlos er sich vorkommt.

Draußen fegt der heftige Wind den Regen in dichten Schleiern vom Dach. Ein Blumentopf kippt vom Balkon und birst unten auf den Ziegeln. Die hölzernen Lamellenfensterläden eines Nachbarn auf der anderen Seite des Hofes rütteln an den Scharnieren, dass es wie Hammerschläge klingt.

„Willst du heute etwa in den Ninth Ward?“, fragt Natalia.

„Nur dort will man mich haben“, erwidert er.

„Bleib bei mir“, sagt sie.

„Hast du Angst vor dem Sturm?“, fragt er.

„Ich hab Angst um dich. Du musst hier bleiben, bei mir. Du kommst nicht ohne deine Medizin aus.“

Sie nennt es Medizin, um ihm nicht wehzutun, auch wenn sie weiß, dass er zweimal wegen Rezeptdiebstahls festgenommen wurde und einmal mit Morphinum von einem Überfall, dass er im Grunde genommen um keinen Deut besser ist als sie oder jeder andere Junkie im Quarter. Der Witz dabei ist, dass eine Bäuerin aus der Dritten Welt, die anschaffen geht, um ihre eigene Sucht zu finanzieren, ihn inniglich liebt und achtet wie nur wenige aus der Gesellschaft, der er entstammt.

Die jähe Zärtlichkeit, die er mit einem Mal für sie empfindet, lässt seine Lust zerrinnen. Er drückt ihr einen Kuss auf den Mund, dann geht er hinaus in den Regen, hält sich eine Zeitung über den Kopf und erwischt einen der wenigen Busse, die noch in den unteren Teil des Ninth Ward fahren.

Otis Baylor bezeichnet sich voller Stolz als Zugereisten aus North Alabama, der überall in der Welt zuhause ist, sei es in New Orleans, in New Iberia oder wo immer ihn seine Versicherungsgesellschaft hinschickt. Er hat eine überschwängliche Art an sich, ist großzügig im Geben und hängt an seiner Familie. Wenn überhaupt möglich, weigert er sich, über andere zu urteilen oder sich von der Voreingenommenheit seiner Altersgenossen oder der Menschen aus dem Waldland beeinflussen zu lassen, in dem er geboren ist und wo er als Junge miterlebte, wie sein Vater und sein Onkel in voller Klansmontur an Versammlungen unter dem Flammenkreuz teilnahmen.

Otis lernte das Versicherungsgeschäft von der Pieke auf und zog auf der Hungerleidertour durch die Neger- und Arbeiterviertel von Birmingham. Wo andere Vertreter gescheitert waren, gelang Otis ein glänzender Erfolg. Bei einem Vertreterkongress in Mobile erkundigte sich ein zynischer Rivale nach seinem Geheimnis. „Behandle die Leute mit Respekt, und du wirst staunen, wie sie reagieren“, antwortete Otis.

Heute fährt er zeitig bei Regen und dichtem Verkehr nach Hause und sagt sich, dass die Naturgewalten weder ihm noch seiner Familie etwas anhaben werden. Sein Haus wurde 1856 gebaut und war ein stummer Zeuge der Besetzung durch die Yankees, der Gelbfieberepidemien, dem Lynchen italienischer Einwanderer an Straßenlaternen und der Flutwellen, nach denen die Leichen ertrunkener Clip-

permatrosen in den Bäumen hingen. Die Männer, die Otis' Haus gebaut hatten, hatten gute Arbeit geleistet, und er ist davon überzeugt, dass er und seine Familie mit den benzinbetriebenen Generatoren in der Remise, den Taschenlampen und Medikamenten, den Lebensmittelkonserven und Wasserflaschen, die er in den Vorratskammern und auf dem Dachboden verstaut hat, auch die schlimmsten Naturkatastrophen überstehen können.

Vertrau auf Gott, aber vertrau auch auf dich selbst. Das sagte Otis' Vater immer.

Aber als er auf den Regen blickt, der durch die immergrünen Eichen auf seinem Hof fegt, flackert eine andere Angst in ihm auf, die noch beunruhigender ist als die Aussicht auf den Hurrikan, der auf die Stadt zuwirbelt und den Golf von Mexiko in seinen Schlund saugt.

Otis hat stets geglaubt, dass man mit Fleiß und Fürsorge für sich und die Seinen weiterkommt. Seiner Ansicht nach gibt es so was wie Glück oder Pech nicht. Er glaubt, dass Wehleidigkeit zu einer Selbstbedienungsmentalität geführt hat, die er niemals unterstützen wird. Wenn es den Menschen schlecht geht, ist das für gewöhnlich eine Folge ihres eigenen Verhaltens, sagt er sich. Die Schlange hat Eva nicht gezwungen, die verbotene Frucht zu pflücken, und Gott hat nicht verlangt, dass Kain seinen Bruder erschlägt.

Aber wenn Otis' Ansicht richtig ist, warum war dann so ein unverdientes, brutales Leid über seine reizlose, traurige und übergewichtige Tochter gekommen, sein einziges Kind, das so wenig Selbstwertgefühl hatte, dass es überglücklich war, als es von einem zaundürren Jungen mit

Schuppen auf den Schultern und einer Brille, mit der er aussah, als hätte er Fischaugen, zum Abschlussball eingeladen wurde.

Nach dem Ball waren Thelma und ihr Begleiter auf dem Interstate 10 zu einer Party gefahren, nur dass der Junge, der erst zwei Monate zuvor nach New Orleans gezogen war, sich verfuhr und in ein Wohnviertel nicht weit vom Desire Welfare Project geriet. Ohne zu überlegen, stellte er den Motor ab und fragte einen Passanten nach dem Weg. Als er feststellte, dass seine Batterie leer war und er den Motor nicht mehr anlassen konnte, ging er zu einem Münztelefon, um Otis anzurufen, und ließ Thelma allein.

Die drei schwarzen Schlägertypen, die auf sie stießen, waren vermutlich aufgekratzt vom Gras und Weinverschnitt. Doch das allein war keine Erklärung für die Brutalität, mit der sie über Otis' Tochter herfielen. Sie stopften ihr ein rotes Halstuch in den Mund, drehten ihr die Arme auf den Rücken und drängten sie zwischen zwei Häuser. Dann vergewaltigten und schändeten sie sie abwechselnd und verbrannten ihre Haut mit Zigaretten.

Zwei Jahre sind seither vergangen, aber Otis sucht immer noch nach einer Erklärung. Die Täter wurden nie gefasst, und Otis bezweifelt, dass es jemals dazu kommt. Psychiater, Therapeuten und der Pfarrer von Otis' Kirche konnten kaum etwas zu Thelmas Genesung beitragen, wenn „Genesung“ das richtige Wort ist. Er wacht mitten in der Nacht auf und setzt sich ins Herrenzimmer, damit seine Frau nicht bemerkt, welche Seelenqualen er leidet.

Noch wichtiger aber ist, dass er trotzdem nicht verbittert werden oder es seinen Nachbarn gleichtun will, die einen Teil der vierzig Prozent Wähler stellten, die bei der Gouverneurswahl für den ehemaligen Klansmann und Nazi David Duke stimmten.

Er macht ein Sandwich mit Käse, Salat und Mayonnaise, legt es auf ein Tablett neben eine Dose Soda und eine langstielige Rose und trägt es zu Thelmas Zimmer. Sie sitzt über ihren Schreibtisch gebeugt, trägt ein schwarzes T-Shirt, schwarze Jeans mit großen Messingnieten und hat Kopfhörer auf. Er hat keine Ahnung, was sie sich anhört. Manchmal begeistert sie sich für Aufnahmen von Vogelstimmen oder Wasserfällen, ein andermal hört sie Heavy-Metal-Bands, bei denen Otis wünschte, er wäre taub geboren.

„Ich dachte, du möchtest vielleicht einen kleinen Imbiss“, sagt er.

Sie hat den Mund mit rotem Lippenstift bemalt, die Haare sind dunkel und frisch gewaschen, zu einem kurzen Pony geschnitten, der aussieht wie ein Helm. Ihr Pfannkuchengesicht hat die immer gleiche Miene, die anderen das Gefühl vermittelt, es läge an ihnen, wenn sie nicht mit ihr ins Gespräch kommen. Sie leidet abwechselnd unter Magersucht, Esssucht und Bulimie. Normalerweise würde man sie nicht als liebenswerten Menschen bezeichnen. Aber warum sollte sie das auch sein?, fragt sich Otis. Wie viele junge Mädchen sind seelisch darauf vorbereitet, mit den Schäden klarzukommen, die ihr diese Männer zugefügt hatten?

Sie isst ihr Sandwich, ohne die Kopfhörer abzunehmen oder mit ihm zu sprechen. Er bückt sich und zieht ihr die Schaumgummipolster vom Kopf.

„Kannst du deinem alten Herrn nicht mal Hallo sagen?“, fragt er.

„Hi, Daddy“, sagt sie.

„Willst du mir mit den Fensterläden helfen, wenn du fertig bist?“

Sie schaut zu ihm auf. Ein bohrender Gedanke scheint sich hinter ihren Augen zu verbergen, wie ein dunkler Vogel mit gekrümmtem Schnabel. „Ein Typ vom Katastrophenschutz hat gesagt, es wird furchtbar.“

„Kann schon sein. Aber wir sind hart im Nehmen.“

Er versucht ihre Miene zu deuten. Furchtsam oder besorgt wirkt sie nicht. Er fragt sich sogar, ob sie nicht eher erwartungsvoll ist. Sie liest Nostradamus und steht auf Weltuntergangsprophezeiungen, so als wollte sie ihr eigenes Unglück auf andere übertragen.

„Die Versicherungsgesellschaften werden die Stadt beschießen, nicht wahr? Macht deine Firma bei Wasserschäden Vorbehalte geltend?“, sagt sie.

„Das ist doch albern.“

Er verlässt das Zimmer und schließt die Tür hinter sich, unterdrückt die Wut, die sich in seiner Brust ausbreitet.

Unten kippt seine Frau Dreißig-Pfund-Beutel mit gestoßenem Eis in die Gefriertruhe. Sie heißt Melanie und besteht darauf, dass er sie nicht „Mel“ nennt, obwohl er ihr diesen Kosennamen gegeben hat, als sie miteinander gingen.

„Warum machst du das?“, fragt er.

„Damit wir unsere Lebensmittel frisch halten können, wenn wir einen totalen Stromausfall haben“, erwidert sie, während ihr eine Wolke kalter Luft ins Gesicht schlägt.

Er will ihr erklären, dass er mit dem Aufstellen der benzinbetriebenen Generatoren bereits Vorsorge dafür getroffen hat, dass sie im Grunde genommen nur den Platz wegnimmt, den sie für sämtliche leicht verderblichen Sachen nutzen könnten.

Aber er widerspricht ihr nicht. Er war Witwer, als er sie vor fünf Jahren an einem Strand auf den Bahamas kennen lernte. Sie war geschieden, tief gebräunt, goldhaarig und wunderschön, viel jünger als er, eine körperlich starke Frau mit kessem, unbeirrtem Blick und weit auseinander liegenden Augen, deren Lachen andeutete, dass sie sich nicht um Konventionen scherte und durchaus Lust auf sexuelle Abenteuer hatte. Sie war eine Frau, die sowohl Freundin als auch Geliebte sein konnte.

Otis war seinerzeit dreiundfünfzig, vorzeitig kahl geworden, aber stolz auf seine kräftigen Hände und Schultern, und er schämte sich weder wegen seiner Libido noch der heftigen Schweißausbrüche, wenn er arbeitete, oder dem Testosterongeruch, der manchmal in seiner Kleidung hing. Er war so, wie er war, und versuchte nichts anderes vorzutäuschen. Offensichtlich fand ihn Melanie oder „Mel“ nicht unattraktiv.

Sie waren in vielerlei Hinsicht gegensätzlich, aber jeder schien eine Reihe von Vorzügen zu besitzen, die die Unzulänglichkeiten des anderen wettmachte, sie mit ihrer urbanen Kultiviertheit und einem Abschluss in Wirtschaft an

der University of Chicago, er mit seinem Arbeitsethos und seiner verständnisvollen Art im Umgang mit Menschen.

Sie verabschiedeten sich auf den Bahamas, ohne ihre kurze Beziehung bis zum Letzten auszukosten, telefonierten aber weiter miteinander und schickten sich Geschenke und E-Mails. Zwei Monate vergingen, und in einer Sommernacht, als der Himmel noch hell war und er die Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, bat Otis Melanie, sich mit ihm im Ritz-Carlton in Atlanta zu treffen. Er war überrascht, dass sie sich im Bett so wild gebärdete und in ihrer ersten gemeinsamen Nacht dreimal kam, was ihm noch mit keiner anderen Frau passiert war. Eine Woche später machte er ihr einen Heiratsantrag.

Seine Freunde dachten, er wäre zu ungestüm und ließe sich von einer zwanzig Jahre jüngeren Frau ausnutzen. Aber was habe ich schon zu verlieren?, hatte er ihnen erklärt. Seine Tochter brauchte eine Mutter; Otis brauchte eine Frau; und seien wir doch ehrlich, hatte er gesagt, eine Frau mit Melanies Aussehen läuft einem nicht jeden Tag über den Weg.

Nach einem Jahr wurde ihm allmählich klar, dass er eine schwierige, wenn nicht launische Frau geheiratet hatte. Sie war oft starrsinnig, auch wenn es nur um Kleinigkeiten ging. Sie kündigte das Kabelfernsehen, weil der Techniker Schmutz in den Flur geschleppt hatte. Sie warf Otis vor, er gebe den Kellnern zu viel Trinkgeld und lasse den Gärtnern Schlampereien durchgehen. Sie hatte eine ganze Palette an Wutausbrüchen und Unmutsäußerungen auf Lager, die sie gezielt dazu benutzte, um in aller Öffentlich-

keit für peinliche Szenen zu sorgen und letzten Endes ihren Kopf durchzusetzen.

Ein Bekannter in Chicago hat ihm erzählt, dass Melanies ehemaliger Mann Alkoholiker war. Die Mitteilung seines Freundes über Melanies Vorleben hat Otis nur noch mehr verwirrt. Melanie lebt streng abstinent, und Otis versteht nicht recht, inwieweit das Verhalten ihres Ex-Mannes etwas mit ihren Launen und der Unberechenbarkeit zu tun haben kann, die sie heute an den Tag legt.

Aber nach dem Überfall auf Thelma hatte sich Melanie auf eine Art und Weise verändert, mit der sich Otis nur schwer abfinden kann. Jeden Abend war sie müde, klagte über Übelkeit und wollte unbedingt über finanzielle Probleme reden, die es gar nicht gab. Er spürte, wie sich ihr Rücken versteifte, wenn er sie im Bett berührte. Samstags und sonntags wachte sie eine Stunde vor ihm auf und ging nach unten, widmete sich ihrem Alltag und machte so jegliche zärtlichen Annäherungsversuche seinerseits zunichte.

Einmal hatte er gesehen, ohne dass sie es bemerkte, wie sie seine Kleidung von der Stuhllehne nahm, daran roch und sie dann angewidert in den Korb für die Schmutzwäsche warf.

Jetzt, da der schwerste Sturm in der Geschichte von Louisiana auf die Stadt zuzieht, fragt er sich, ob sie ihm die Schuld an dem Überfall auf seine Tochter gibt. Ist sie deshalb so gereizt und kritisiert alles, was er macht? Traut sie ihm nicht mehr zu, dass er seine Familie beschützen kann?

„Ich geh ins Fitnessstudio. Willst du mitkommen?“, sagt er.

„Jetzt? Bist du bei Sinnen?“

„Mein Vater hat immer gesagt: ‚Habe Respekt vor Mutter Natur, aber nagel die Fensterläden zu und lass dich nicht von ihr ängstigen‘.“

Sie kann ihre Langeweile kaum verbergen, als er seinen Vater erwähnt, einen Sägemühlenarbeiter, der nach der neunten Klasse die Schule verließ. „Nimm Thelma mit“, sagt sie.

„Die mag das Studio nicht.“

Ohne darauf einzugehen, holt Melanie Geschirr aus der Spülmaschine und verstaubt es scheppernd in den Schränken.

„Was ist los? Warum bist du so wütend auf mich?“, sagt er.

Ihre Augen funkeln, als wollte sie ihm eine unverblühte Antwort geben. Der Moment verstreicht. „Ich bin nicht wütend. Ich finde es bloß nicht gut, dass sich Thelma die ganze Zeit in ihrem Zimmer aufhält. Vielleicht sollte sie sich einen Job besorgen“, sagt sie.

Aber insgeheim hat Otis immer vermutet, dass seine Frau so wie viele Nordstaatler ist. Sie mag Farbige im Allgemeinen und solange sie nicht näher mit ihnen zu tun hat. Aber im persönlichen Umgang mit ihnen fühlt sie sich unwohl. Schon in der Nacht, in der sich der Überfall ereignete, ist ihm klargeworden, dass ihre Freunde nichts davon erfahren sollen, dass ihre Stieftochter von Schwarzen vergewaltigt wurde.

„Denkst du, ich lasse Thelma irgendwie im Stich?“, fragt er.

Sie mustert ihre Hände über der Spüle, betastet die Knochen, die Fingergelenke. Seit einiger Zeit klagt sie über Arthritis, obwohl sie seit mindestens einem Jahr nicht beim Arzt gewesen ist. Sie blickt auf den Regen, der auf den Philodendron, die Bananenstauden und die chinesischen Hanfpalmen im Garten neben dem Haus trommelt.

„Wieso lässt du sie mit einem Idioten zum Ball gehen, der sich die Schuppen nicht aus den Haaren waschen, geschweige denn seine Begleiterin vor einer Horde Tiere beschützen kann?“, sagt sie.

„Hast du nie einen Fehler gemacht, als du in dem Alter warst?“, erwidert er.

„Von der Tragweite? Nein, dazu musste ich warten, bis ich eine reife Frau war“, sagt sie.

Er hängt sich seine Trainingstasche über die Schulter und geht den überdachten Fußweg zur Remise entlang, stößt mit dem Wagen rückwärts unter das Laubdach der Eichen und auf die Straße und rammt dabei die Mülltonne in die Hecke. Melanies letzte Aussage wird er niemals aus seinem Gedächtnis tilgen können, egal, um welche Erklärung oder Entschuldigung sie sich bemüht, wenn überhaupt.

Bei dem Gedanken hat er das Gefühl, als lege sich kalter Dunst um sein Herz, und einen Moment lang verschwimmen die Straße, der vom Wind gepeitschte Mittelstreifen und die verschlungenen lila und rosa Neonbuchstaben der Drogerie an der Ecke vor seinen Augen.

Das Fitnessstudio ist fast leer, und vom Basketballplatz hallt das Scheppern eines Stahlrings, von dem Bälle eines

einsamen Werfers abprallen. Der Werfer ist Tom Claggart, Otis' Nachbar, ein Export-Import-Mann, der mit Geschäftsfreunden in einem Privatflugzeug zu Wildfarmen im Westen fliegt, wo sie auf Tiere schießen, die kurz vor der Ankunft der Jäger aus Käfigen oder Gehegen freigelassen werden. Tom hat Otis augenzwinkernd erzählt, dass er und seine Freunde außerdem auf einem Privatflugplatz unweit eines Bordells am Stadtrand von Las Vegas landen.

„Hast du alles niet- und nagelfest gemacht?“, sagt er, während er den Basketball mit beiden Händen festhält.

„Weitgehend“, sagt Otis.

Toms Oberkörper ist so massig wie ein Zypressenstumpf, sein Kopf kugelrund. Jede Woche stutzt ein Barbier ihm den weiß melierten Schnurrbart, seift ihm dann den Schädel ein und rasiert ihn mit dem Messer.

„Ich glaube, wenn er aufs Festland trifft, ist hier die Affenkacke mächtig am Dampfen“, sagt Tom.

„Ich weiß nicht, ob ich dir folgen kann“, erwidert Otis.

„Die schwarzen Iren werden nach Naturkatastrophen bockig.“ Tom lächelt, als hätten sie beide ein persönliches Geheimnis.

„Ich nehme an, wir werden's rausfinden“, erwidert Otis.

Tom wirft den Ball über den Platz und schaut ihm hinterher, als er aufprallt und über die Ahorndielen in den Schatten rollt. Äste peitschen gegen die Fenster hoch an der Wand, über die der Regen in Schlieren rinnt. Er zieht eine nachdenkliche Miene. „Ich habe noch nie mit dir drüber geredet, aber meine Schwägerin hat mir erzählt, was mit deiner Tochter passiert ist. Haben sie die Typen erwischt?“

„Noch nicht.“

„Eine Schande. Wenn sie sie bis jetzt nicht haben, kriegen sie sie wahrscheinlich auch nicht mehr.“

„Kann man nicht sagen“, erwidert Otis.

„Hast du eine Knarre?“

„Warum?“

„Bis Montag fallen diese Mistkerle über die ganze Gegend her. An deiner Stelle würde ich aufhören, an meinem Schniepel rumzuspielen und zur Besinnung kommen.“

„Wie kommst du darauf, dass du so mit mir reden kannst?“

„Ich spreche bloß als Freund und Nachbar.“

„Lass es.“

„Das sieht dir nicht ähnlich, Otis.“

Das meinst du, du Trottel, sagt sich Otis und staunt über seine Bissigkeit.

Es ist Samstagabend, und lange Autoschlangen strömen auf dem Interstate 10 aus New Orleans in Richtung Norden, obwohl sich bereits Gerüchte verbreitet haben, dass bis St. Louis, Missouri, kein Motelzimmer mehr frei ist. Aber für die Frohgemuten geht das Leben im French Quarter mit Volldampf weiter.

In einer Eckkneipe an der Ursulines Street, in der die Weihnachtsbeleuchtung nie abgenommen wird, ist Clete Purcel an einem Fenster in Stellung gegangen, damit er ein Cottage mit geschlossenen Fensterläden auf der anderen Straßenseite beobachten kann, vor dem ein Schwarzer in einem falsch geparkten Lieferwagen eine Zigarette raucht. Der Regen hat aufgehört, und die Luft ist unnatürlich grün und mit dem stickigen, drückenden Geruch des Golfs geschwängert. Durch die Wolken dringt sogar ein knochenweißer Lichtstreifen, so als zeige sich gleich wieder der Sonnenuntergang. Der Schwarze in dem Lieferwagen spricht in ein Handy und bläst den Zigarettenqualm aus dem Fenster, wo er wie feuchte Baumwolle in der Luft hängt. Dann dreht er den Kopf herum und starrt auf die Bar, und einen Moment lang denkt Clete, er hätte ihn entdeckt.

Aber der Schwarze betrachtet eine Frau mit hohen Absätzen und hautengen Shorts, die raschen Schrittes den Gehsteig entlangläuft, so dass ihr die mit Pailletten und Fransen besetzte Handtasche an den Hintern schlägt. Der Inhaber der Bar öffnet sämtliche Türen und lässt einen

Schwall frischer Luft herein, die nach Salzwasser und nasen Bäumen riecht. Die Nachtschwärmer im Lokal tun so, als wären schlechte Zeiten angebrochen und wieder vergangen.

„Willst du noch was trinken? Geht aufs Haus“, sagt der Inhaber.

„Seh ich so aus, als ob ich meine Drinks nicht bezahlen kann?“, sagt Clete.

„Nein, du siehst aus, als ob du Hummeln im Hintern hast. Vielleicht solltest du mal wieder vögeln.“

Clete wirft dem Inhaber einen Blick zu, bei dem dieser die Augen abwendet. Der Inhaber ist Jimmy Flannigan, ein ehemaliger Proficatcher, der jetzt Ohringe trägt und sich in einem Salon am Airline Highway sämtliche Körperhaare entfernen lässt.

„Dann vögelt du eben nicht. Aber du machst meine Gäste nervös. Keiner hat Lust, sich von einem wild gewordenen Zirkuselefanten zertrampeln zu lassen.“

Clete hat es längst aufgegeben, sich mit Jimmys Beleidigungen auseinander zu setzen. „Ich hab ’ne Neuigkeit für dich. Durch diese Spelunke könnte die Apokalypse rauschen, ohne dass es deine Gäste merken“, sagt er.

Jimmy gießt aus einer Scotchflasche mit verchromtem Schankaufsatz einen Schuss Whiskey in Cletes Glas. Der Scotch und die Milch vermischen sich wie marmorierte Eiscreme. „Was frisst an dir, Purcel? Einfach neben der Kappe?“, fragt er.

Clete trinkt sein Glas halb aus. „So was Ähnliches“, sagt er.

Wie soll er Jimmy Flannigen die Beklommenheit und das Déjà-vu-Gefühl erklären, bei dem sein Mund trocken wird und die Kopfhaut spannt? Oder ihm beschreiben, wie Hubschrauber von einem Hausdach in einen mit blutroten Wolken gestreiften Himmel aufsteigen, während Horden entsetzter vietnamesischer Zivilisten miteinander rangeln und die Marineinfanteristen der Vereinigten Staaten anflehen, sie an Bord zu lassen? Man lernt es früher oder später: Es gibt Erfahrungen, die man mit niemandem teilen kann, nicht mal mit Leuten, deren Fahrschein vom gleichen Schaffner gelocht worden ist.

Clete wendet sich wieder dem Fenster zu und versucht sich auf den Schwarzen zu konzentrieren, der auf der anderen Straßenseite parkt. Der Schwarze ist Andre Rochon, ein dreiundzwanzigjähriger Ausgebüxter, dessen verwirkte Kautiön weniger wichtig ist als die Auskunft, die er über zwei andere Ausgebüxte geben kann, die bei Cletes Arbeitgeber, Nig Rosewater und Wee Willie Bimstine, mit dreißig Riesen in der Kreide stehen.

Zwei Drinks später hat sich noch immer nichts verändert. Und Clete hat nach wie vor ein mulmiges Gefühl im Bauch und Kopfschmerzen, als schnüre ihm jemand eine Klaviersaite um den Schädel.

Clete ist davon überzeugt, dass er einen sich anbahnenden Meth-Deal beobachtet. Die beiden anderen Beteiligten sind die Melancon-Brüder, elende Klugscheißer und beide wegen bewaffneten Raubüberfalls, illegalen Besitzes von Schusswaffen und Einschüchterung von Zeugen vorbestraft. Clete vermutet, dass jeden Moment einer der Brü-

der, vielleicht aber auch beide, bei dem Cottage mit den geschlossenen Fensterläden auftauchen werden.

Aber allem Anschein nach tut sich weder in dem Cottage noch draußen irgendwas, und der Mann in dem Lieferwagen wird unruhig, schaltet das Radio ein und aus, lässt den Motor an und stellt ihn wieder ab.

Was tun?, fragt sich Clete. Rochon, einen unbedeutenden Ausgebüxten, dingfest machen oder es darauf ankommen lassen, dass die Melancon-Brüder aufkreuzen? Wenn der Sturm morgen Nacht oder Montagfrüh aufs Festland trifft, wird das Gesindel entweder in der Stadt auf Plünder-tour gehen oder wie Treibgut in sämtliche Himmelsrichtungen zerstreut werden. So oder so wird es fast unmöglich sein, Rochon oder die Melancons einzufangen.

Clete beschließt loszulegen.

Er klemmt sich eine kalte Zigarette in den Mund, kämmt sich vor dem Spiegel hinter der Bar die Haare und setzt seinen Porkpie-Hut auf. Seine cremefarbene Hose ist gebügelt, die rotbraunen Slipper sind gewienert, das Hawaiihemd strafft sich um seine mächtigen Schultern. Ein versteckter .25er ist mit einem Klettverschluss um seinen Knöchel geschnallt, in der einen Hosentasche hat er einen Totschläger und eine Stifflampe, in der anderen ein Paar Handschellen. Er wünschte, er wäre in einem Flugzeug und stiege über die Highways auf, die mit Pkw, Bussen und Lastwagen verstopft sind, deren Scheinwerfer alle nach Norden weisen. Oder über New Iberia, wo er ein zweites Büro und ein Zimmer auf einem alten Motelgelände an der East Main Street gemietet hat. Aber man überlässt

seinen Geburtsort weder schlimmen Gesellen noch einer Naturkatastrophe, sagt er sich und fragt sich, ob ihm in vierundzwanzig Stunden noch genauso zumute sein wird.

„Willst du dich doch mit einer Freundin treffen?“, sagt Jimmy.

„Nein, ich bin mit ’nem Scheißkerl auf der Straße verabredet, der schon längst ’ne Bremsspur in der Kloschüssel sein sollte“, sagt Clete. „Wenn’s da draußen in ein paar Minuten hoch hergeht, will ich die Polizei nicht dabeihaben. Hast du mich verstanden?“

„In dieser Bar ist die 911 eine historische Jahreszahl.“

„Du bist ein Prachtstück, Jimmy. Leg ein paar Schläuche aufs Dach.“

„Was ist mit dir?“

„Hast du schon mal gehört, dass in New Orleans Zirkus-
elefanten ertrunken sind? Siehst du, das gab’s noch nie.“

Clete tritt hinaus auf den Gehsteig. Der Lichtstreif am Himmel ist verschwunden und schwarze Wolken ziehen über ihn hinweg. Er spürt, dass das Barometer jetzt rasch fällt, und es riecht nach Schwefel, faulen Eiern oder Wasserkäfern, die in die Gullys gespült wurden und dort gestorben sind. Andre Rochon schaut geradeaus und hat die Unterarme auf dem Lenkrad liegen, aber Clete weiß, dass Rochon ihn entweder für einen Cop oder einen Kautionsadvokaten hält und überlegt, ob er die Sache aussitzen oder seinen Wagen anlassen und zur North Rampart Street abziehen soll.

Clete überquert die Straße, klappt das Etui mit seiner Dienstmarke auf und hält sie Rochon vors Gesicht. „Steig

aus dem Fahrzeug und halt die Hände so, dass ich sie sehe“, sagt er. „Das ist kein Vorschlag. Mach es oder du kommst in den Knast.“

Seine Worte sind sorgfältig gewählt und sollen Rochon von vorneherein klarmachen, dass er die Wahl hat, dass er mit ein bisschen Entgegenkommen und Gewitztheit trotz des Nichterscheinens vor Gericht vorerst ungeschoren und auf freiem Fuß bleibt.

Rochon tritt auf den Asphalt und schließt die Tür hinter sich. Er trägt Tennisschuhe ohne Socken, eine mit Farbe bekleckste Hose und ein T-Shirt der Louisiana State University, das um die Rippen und an den Achselhöhlen kunstvoll zerschnippelt ist. Seine Arme sind mit einfarbigen Tattoos übersät. Er riecht nach Angstschweiß und den fauligen Essensresten zwischen seinen Zähnen. Sein Gesicht ist schmal, der eine Mundwinkel zu einem Grinsen verzogen. Er streicht sich über die bloße Haut an seinem Bauch wie ein Narziss. „Bist du ein Privatdetektiv, Bruder?“, sagt er.

Clete wirft einen Blick auf die Straßenlaterne an der Ecke und klappert mit den Wimpern. „Schau, mir gibt man keine Spitznamen, und schon gar keine rassistischen“, sagt er. „Im Moment stehst du bis zur Unterlippe in der Scheiße. In der nächsten Minute passiert zweierlei. Entweder lieferst du mir die Melancon-Brüder oder du bist auf dem Weg ins Zentralgefängnis. Falls du im Untergeschoss sein willst, wenn der Hurrikan kommt, lässt sich das regeln.“

„Eddy und Bertrand sind schon evakuiert. Ich will bloß

nach meinem Neffen schau. Ich sag die Wahrheit, Mann.“ Rochon drückt die Hand ans Brustbein und zieht eine ernste Miene.

„Schau, du machst was, das mich stört. George W. Bush legt immer die Hand auf die Brust, wenn er den Leuten zeigen will, dass er’s ehrlich meint. Hältst du dich für George W. Bush? Hältst du dich für den Präsidenten der Vereinigten Staaten?“

Rochon ist verwirrt, blickt hierhin und dorthin. „Warum drangsaliern Sie mich so? Wegen irgendwas, das Eddy und Bertrand angestellt ham?“

„Nein, weil du deinen Gerichtstermin sausen lassen und Nig und Wee Willie um deine Kautionsgepöhl hast. Außerdem riechst du schlecht. Willie und Nig können Leute nicht leiden, die sich weder duschen noch die Zähne putzen und schlecht riechen. Sie müssen jedes Mal die Stühle einsprayen, wenn du in ihr Büro kommst. Jetzt hast du sie obendrein noch beleidigt.“

„Mann, Sie ham was Falsches getrunken.“

Cletes Hände fühlen sich steif und trocken an. Er ballt ein ums andere Mal die Fäuste und leckt sich die Lippen. Er spürt, wie sich eine gefährliche Wut in ihm zusammenbraut, die nur wenig mit Andre Rochon zu tun hat.

„Klemm dich an dein Handy und sag Eddy und Bertrand, sie sollen den Lappen aus ihrem Arsch ziehen und herkommen“, sagt er.

„Ich hab ihre Nummer nicht.“

„Wirklich? Tja, dann wollen wir doch mal sehen, was du hast.“

Clete schleudert ihn an die Seitenwand des Lieferwagens und klopft ihn ab. Als Rochon den Kopf umdrehen und etwas sagen will, knallt Clete sein Gesicht so heftig ans Blech, dass es sich verbeult.

„Scheiße“, sagt Rochon, dem das Blut aus der Nase tropft und über die Oberlippe rinnt. „Das hab ich nicht verdient.“

„Was hast du in dem Lieferwagen?“

„Gar nix. Und Sie ham kein Wisch, um da reinzuschauen, auf keinen Fall.“

„Ich arbeite für einen Kautionssteller. Ich brauche keinen Wisch. Ich darf Staatsgrenzen überschreiten, deine Tür eintreten und dein Haus auseinandernehmen. Ich kann dich aufgreifen und festhalten, wo immer ich will und so lange ich will. Weißt du, warum das so ist, Andre? Wenn jemand Kaution für dich stellt, wirst du sein Eigentum. Und wenn in diesem Land irgendwas geachtet wird, dann ist es persönliches Eigentum.“

„Ich hab nix, Mann. Machen Sie, was Sie wollen. Ich hab nix gemacht. Wenn das vorbei is, zeig ich Sie an.“

Clete öffnet die Fahrertür und leuchtet mit der Stiftlampe unter die Vordersitze und in den Laderaum. Der selbstgebaute Plankenboden ist leer bis auf ein aufgerolltes Polyäthylenseil, das auf einem Reservereifen liegt. Ein rosa Plüschbär mit weißen, auf die Tatzen genähten Ballen klemmt zwischen Boden und Blechwand.

Clete schaltet die Lampe aus, dann schaltet er sie wieder ein. Beim Anblick des Plüschtiers und des Seils fällt ihm ein Zeitungsartikel ein, den er vor etlichen Wochen gele-

sen hat. Ging es um eine Entführung? Im Ninth Ward? Er ist sich fast sicher, dass der Artikel in der *Times-Picayune* stand, kann sich aber nicht mehr an die Einzelheiten erinnern.

„Wem gehört der Plüschbär?“, sagt er.

„Meiner Nichte.“

„Wofür ist das Seil?“

Clete hört, wie hinter ihm ein Auto mit kaputtem Auspufftopf um die Ecke biegt. „Ich bring dich ins Zentralgefängnis. Hör auf zu grinsen.“

Dann hört Clete, wie das Auto mit dem kaputten Auspufftopf beschleunigt, worauf sich eine Radkappe löst und auf den Gehsteig fliegt. Er dreht sich gerade um, als der Kühlergrill eines 1970er Sprintschluckers die offene Tür des Lieferwagens aus den Angeln reißt und ihm in Gesicht und Körper rammt. Einen Moment lang sieht er zwei Schwarze vorne in dem Sprintschlucker sitzen, dann wird er rückwärts auf die Straße geschleudert, Haut und Haare mit Glasplittern übersät. Er landet so hart auf dem Asphalt, dass es ihm die Luft aus der Lunge treibt und er kraftlos und japsend liegenbleibt. Der Sprintschlucker rollt über seinen Porkpie-Hut und schlingert am Ende der Häuserzeile um die Ecke. Als Clete die Tür von seiner Brust schieben will, wirft Andre Rochon seinen Lieferwagen an und donnert in entgegengesetzter Richtung davon, wo seine roten Rücklichter einmal an der Kreuzung aufleuchten, bevor sie in der Dunkelheit verschwinden.

Jimmy Flannigan und Cletes andere Freunde aus der Bar heben ihn auf, wischen das Glas von seiner Kleidung,

tasten ihn ab wie gequetschtes Obst und staunen, dass er noch lebt. Jemand ruft sogar die 911 und erfährt, dass jeder Cop und Sanitätswagen im Orleans Parish bereits heillos überlastet ist. Clete steht benommen und misstrauisch mitten auf der Straße und kann nicht fassen, dass er gerade von drei Drecksäcken überrumpelt wurde, die ohne Anleitung nicht mal einen Kaugummi von ihren Schuhsohlen kratzen können.

Er sagt seinen Freunden, dass sie wieder in die Bar gehen sollen, dann öffnet er die Tür des Cottage. Drinnen sitzt ein Junge, der allenfalls siebzehn ist, am Boden, schaut sich im Fernsehen ein Comic an und hat eine Papiertüte voller Kleidung neben seinem Fuß stehen. Der Fernseher läuft ohrenbetäubend laut. „Stell das ab“, sagt Clete.

Der Junge tut, wie ihm geheißen. Er trägt die typische weite Hose und das zu große T-Shirt eines Straßengängers, aber die Kleidung sieht aus wie frisch aus dem Karton, und sein Körper ist so schmal, als bestünde er aus Stöcken.

„Wo sind deine Leute?“, fragt Clete.

„Meine Tante steht schon am Dome an, um uns Feldbetten zu besorgen. Mein Onkel Andre bringt mich gleich hin“, erwidert der Junge. „Alle sollen Essen für fünf Tage mitnehmen. Das ham sie gesagt.“

„Andre Rochon ist dein Onkel?“

„Ja, klar.“

„Wie heißt du?“

„Kevin Rochon.“

„Dein Onkel musste woanders hin. Wenn du zum Superdome willst, musst du laufen.“

„Is nix weiter dabei“, sagt der Junge und widmet sich wieder dem Comic.

Richtig, sagt sich Clete.

Er geht wieder in die Bar, verzichtet auf Scotch mit Milch und bestellt sich einen geeisten Krug Bier und drei randvolle Schnapsgläser mit Jim Beam. Binnen einer Stunde ist er genauso betrunken wie alle anderen, fühlt sich geborgen in dem verschwitzten Ambiente aus Jukeboxmusik und alkoholisiertem Frohsinn. Zwei gestrandete UCLA-Studentinnen tanzen auf dem Tresen, und eine von ihnen zieht an einem Joint, den sie sich mit einem Roachclip an die Lippen hält. Jimmy Flannigan legt die Hand um Cletes Nacken und drückt zu, als halte er sich an einem Hydranten fest. „Ich komm grade vom Superdome. Du solltest die Schlangen sehen. Sämtliche Leute aus der Sozialsiedlung Iberville wollen da rein“, sagt er.

„Aha?“, erwidert Clete, der nicht recht weiß, worauf er hinauswill.

„Warum schicken die sämtliche Leute aus den Sozialsiedlungen zum Dome?“, fragt Jimmy.

„Er hat Tribünen“, sagt Clete.

„Und warum brauchen die Leute aus den Sozialsiedlungen Tribünen?“

„Wenn der Lake Pontchartrain die Stadt überschwemmt, finden vielleicht ein paar von den armen Hunden eine Luftblase unter dem Dach und ersaufen nicht“, sagt er.

Am Sonntagnachmittag ziehen graue Wolken über New Iberia und die Blätter der immergrünen Eichen entlang der Main Street werden von einem gelegentlichen Windstoß gezaust. Das Ende des Sommers ist mit dem Geruch nach Staub, fernem Regen und dem Rauch der Grillfeuer im City Park auf der anderen Seite des Bayous angebrochen, aber ohne einen Hinweis darauf, dass südlich von uns ein brodelnder weißer Wirbel aus Wind und Wasser, der so groß ist, dass ihm nur Satellitenfotos gerecht werden, auf die Küste von Louisiana und Mississippi zurast.

Als ich am Fernseher den Verlauf des Sturms verfolge, habe ich das Gefühl, Augenzeuge eines sich anbahnenden Infernos zu werden. Seit zwei Tagen bittet Kathleen Blanco, die Gouverneurin von Louisiana, jeden, der zuhören will, um Hilfe. Ein Vertreter des staatlichen Katastrophenschutzes hat bei einem Interview auf CNN völlig die Fassung verloren, wedelt mit den Armen und hat rote Flecken im Gesicht, als hätte er gerade mit dem Trinken aufgehört. Er stellt unmissverständlich fest, dass zweiundsechzigtausend Menschen sterben werden, wenn der Sturm der Kategorie 5 seine derzeitige Stärke beibehält und direkt über New Orleans hereinbricht.

Meine Adoptivtochter Alafair, die gerade am Reed College fertig geworden ist, geht ans Telefon in der Küche. Ich hoffe, dass der Anruf von Clete Purcel kommt, der sich bereit erklärt, New Orleans zu verlassen und in unserem Haus abzusteigen. Er ist es nicht. Der Anruf kommt von

Helen Soileau, Sheriff des Iberia Parish, die andere Sorgen hat.

„Wir haben grade Herman Stanga hopsgenommen“, sagt sie. „Wir haben sein Meth-Labor gefunden und zwei seiner Mulis geschnappt.“

„Weißt du, wie oft wir Herman Stanga schon hopsgenommen haben?“

„Deswegen möchte ich, dass du den Fall übernimmst, Pops. Diesmal kriegen wir ihn dran.“

„Der Umgang mit Herman Stanga ist so, als ob man Hundekacke mit den Händen aufhebt. Such dir jemand anders, Helen.“

„Die Mulis interessieren mich im Moment mehr als Stanga. Ich habe sie beide in der Arrestzelle.“

„Was ist an Leuten interessant, die ein Minuszeichen vor ihrem IQ haben?“

„Komm her, check es aus.“

Die vergitterte Zelle hat keine Fenster und riecht nach dem Desinfektionsmittel, mit dem sämtliche Stahl- und Betonflächen geschrubbt worden sind. Die beiden Männer, die drin eingesperrt sind, haben ihre Hemden und Schuhe ausgezogen, die Füße auf eine Holzbank gestützt und machen Liegestütze. Ihre muskulösen Arme und Brüste sind blau vor auftätowierten gotischen Buchstaben. Ihre Achselhöhlen sind rasiert, die breiten Rückenmuskeln wirken hart wie Fassreifen, ihre Taille läuft schmal zu, und die Bäuche sind vom Brustbein bis zur Leiste flach wie ein Brett. Bei jedem Liegestütz ballt sich ein Netz aus Sehnen

unter der straffen Haut. Sie haben Hände wie Maurer, beziehungsweise wie Männer, die Swimmingpools mit Salzsäure reinigen oder bei klirrender Kälte Steine brechen und behauen. Ihre kräftigen Körper erinnern an eine stramm aufgezoogene Stahlfeder, zum Zerreißen gespannt, die auf den geringsten Auslöser wartet.

Einer von ihnen bricht seine Übungen ab, setzt sich auf die Bank und atmet durch die Nase ein und aus, ohne Helen und mich zu beachten, die nur einen halben Meter von ihm entfernt sind und ihn betrachten wie ein Zootier.

„Ich steh auf deine Tattoos. Seid ihr Eighteenth Streeter?“, sage ich.

Er grinst, ohne zu antworten. Sein Haar ist so kurz geschoren, dass man die Narben auf seiner Kopfhaut erkennen kann.

„Latin Kings?“, frage ich.

„Wer?“, sagt er.

„Wie wär’s mit Mara Salvatrucha?“, sage ich.

Er zögert, bevor er antwortet, breitet die Finger über die Knie und tippt mit den Fußsohlen spielerisch auf den Boden. „Wie kommen Sie darauf, Mann?“, fragt er.

„Das ‚MS‘, das aufs eine Lid tätowiert ist, und die ‚13‘ auf dem anderen waren Anhaltspunkte“, sage ich.

„Sie haben mich drangekriegt, Mann“, sagt er. Grinsend blickt er zu mir auf. Aber der schwarze Glanz in seinen Augen zwingt einen dazu zu schlucken, statt das Lächeln zu erwidern.

„Ich dachte, ihr Jungs wärt drüben an der Westküste oder baut euch in Nordvirginia was Neues auf“, sage ich.

Er schaut wie gebannt geradeaus, als könne er in den Schatten in der Zelle einen Sinn erkennen. Aber vielleicht starrt er auf Bilder, die ihm durch den Kopf gehen, und erinnert sich an Taten, die der Beweis dafür sind, dass nicht alle von uns den gleichen Stammbaum haben. Er wirft den Kopf vor und zurück, als wolle er eine Verspannung lösen, wie ein Preisboxer, der in der Ecke sitzt und auf den Gong zur ersten Runde wartet. „Wann gibt’s was zu beißen?“, sagt er.

„Das Essen wird um sechs geliefert“, sagt Helen.

Der andere Mann steht auf, kehrt uns den schmalen Hintern zu, beugt sich vornüber und berührt seine Zehenspitzen. Ich werfe einen Blick auf den Computerausdruck auf meinem Klemmbrett. „Ihr Straßenname ist Chula?“, sage ich zu dem Mann, der auf der Bank sitzt.

„Ja, Mann, Sie haben’s kapiert.“

„Was bedeutet der Name?“, frage ich.

„Hau ihn weg“, Mann. Wie beim Jai alai. Bevor der Typ den Ball an die Wand donnert, schrei’n alle: ‚Chula! Hau ihn weg.‘“

„Ihr habt ein eindrucksvolles Vorstrafenregister. Lewisburg, Pelican Island, Marion“, sage ich. „Warum gebt ihr euch mit einem Kleinstadtluden wie Herman Stanga ab?“

„Dem Schwarzen? Wir haben bloß angehalten und nach dem Weg gefragt. Dann sind die Cops über uns hergefallen“, sagt der sitzende Mann.

„Yeah, so ein Fehler kann passieren“, erwidere ich. „Aber folgendermaßen sieht’s aus, Chula. Ein Hurrikan zieht auf, und wir haben keine Zeit für irgendwelchen Quatsch

von Auswärtigen, die hier nichts verloren haben. Schauen Sie, Louisiana ist kein Staat, es ist ein Drittweltland. Das heißt, dass wir richtig sauer werden, wenn Auswärtige herkommen und denken, sie können ihre Füße an uns abwischen. Ihr Typen seid Fixer, deshalb will ich euch nichts vormachen. In Angola einzusitzen kann richtig schlimm sein, vor allem, wenn wir euch wegen einer üblen Strafsache hinschicken. Wenn ihr den Kopf für Herman Stanga hinhalten wollt, bitte sehr. Aber entweder ihr rückt vorher damit raus, oder wir nehmen euch in die Mangel.“

Der Mann, der seine Zehenspitzen berührt hat, hält inne und dreht sich zu mir um. „Pass auf, Mann“, sagt er.

Er springt mit einem Fuß an die Wand, schlägt einen Salto und steht im nächsten Augenblick wieder aufrecht da. „Was halten Sie davon? Hab ich in El Salvador von den Typen gelernt, die meine ganze Familie umgebracht und mich abwechselnd vergewaltigt haben, bevor sie mich an 'nen Schausteller verkauft haben. Kommen Sie, Mann, sagen Sie mir, was Sie davon halten.“

„Ehrlich gesagt, hätten Sie meiner Meinung nach bei dem Schausteller bleiben sollen“, erwidere ich.

Ich will sie mit der Bemerkung nicht ködern. Aber genau das geschieht. Als Helen und ich schon fast wieder auf dem Korridor sind, zieht der Mann mit dem Straßennamen Chula eine Blechtasse an den Gitterstäben hin und her. „Hey, Sie da, der Typ mit der *Maricon*, meine Schwester vögelt mit 'nem süchtigen Priester aus New Iberia. Sie haben gesagt, wir haben hier nix verloren? Hat das nix mit dem Kaff hier zu tun, Mann?“

Helen kehrt zur Zellentür zurück und spannt die Arme an. „Wie hast du mich genannt?“, sagt sie.

Chula zuckt die Achseln und lächelt verhalten. „Ich will mich nicht mit Ihnen anlegen. Ihr Freund da hätte sich nicht über jemand lustig machen sollen, der an einen Schausteller verkauft worden ist“, sagt er. Er lehnt sich an die Wand, so dass die Schattenstreifen der Gitterstäbe auf sein Gesicht fallen, und löst sich von der Welt rundum.

Daheim versuche ich die Männer in der Arrestzelle zu vergessen. Molly, meine Frau, ist eine ehemalige Nonne, die einst für die Maryknolls in Mittelamerika im Einsatz war. Sie hat Sommersprossen auf den Schultern und dichte dunkelrote Haare, die im Nacken kurz geschnitten sind. Sie und Alafair sammeln im Garten Geräte zusammen und schließen sie im Schuppen hinter der Auffahrt ein. Die Luft ist drückend, kühl und riecht nach Regen, die immergrünen Eichen, Pekaebäume und der Bayou sind so reglos wie Abbildungen auf einem Gemälde. „Hat Clete angerufen?“, frage ich.

„Nein, aber ich habe ihn angerufen. Er will nicht weg“, sagt Molly. Sie mustert mein Gesicht. Sie weiß, dass ich nicht über Clete nachdenke. „Ist im Gefängnis irgendwas vorgefallen?“

„Ein hiesiger Priester namens Jude LeBlanc ist vor etwa einem Jahr in ein schwarzes Loch gefallen. Er ist unheilbar an Krebs erkrankt, morphiumsüchtig und hat sich drei, vier Haftbefehle eingehandelt.“

Eigentlich will ich nicht darüber reden. Wenn mit dem

Alter die Weisheit kommt, dann insofern, als einem klar wird, dass reden meistens sinnlos ist und man sich aus den Problemen anderer Leute raushalten soll.

„Was hat das mit dem Gefängnis zu tun?“, fragt Molly.

„Ein Mitglied einer salvadorianischen Gang namens MS-13 hat gesagt, seine Schwester war mit Jude in der Kiste.“

„Hast du ihn gefragt, wo dein Freund ist?“

„Straftäter stärkt man nicht. Egal, wie viele Asse sie im Ärmel haben“, sage ich.

Ein heftiger Windstoß fegt durch den langen Korridor aus Bäumen, die den Bayou Teche säumen, kräuselt Wasser wie alte Haut und erfüllt die Luft mit dem Geruch nach Fischrogen und Laub, das sich im Schatten gelb und schwarz verfärbt hat. Katrina wird in den nächsten sieben Stunden irgendwo rund um den Lake Pontchartrain aufs Festland treffen.

„Lass uns das Abendbrot zubereiten“, sagt sie.

„Ich habe keinen großen Appetit“, sage ich.

Ihr Gesicht wirkt trocken und freudlos, die Wangen sind leicht eingesunken. Sie stößt den Atem aus. „Herrgott, diese armen Menschen“, sagt sie.

Ein Hurrikan lässt sich nicht so leicht beschreiben, ebenso wenig wie das Feuerwerk bei einem B-52-Angriff im Zielgebiet. Ich habe Überlebende von Letzterem gesehen. Sie leiden derart, dass man es nicht miterleben möchte. Sie weinen und geben Maunztöne von sich. Ihre Worte sind unverständlich. Ich habe immer vermutet, dass sie sich einer Gruppe angeschlossen haben, die in der Bibel als Ge-

fangene des Himmels bezeichnet wird, auf eine Art und Weise gesalbt, gegen die sich die meisten von uns wehren würden, selbst wenn wir erkennen würden, dass es der Finger Gottes ist, der unsere Stirn berühren will.

Ein Hurrikan der Kategorie 5 besitzt eine Sprengkraft von der mehrfachen Stärke der Atombombe, die 1945 auf Hiroshima abgeworfen wurde. Aber anders als Massenvernichtungswaffen von Menschenhand schafft ein Hurrikan ein Umfeld, das sich unsere Naturgesetze gefügig macht. Zunächst wird die Luft giftig grün und so dicht, dass man sie regelrecht greifen kann. Blitz und Donner stellen sich fast wie verlässliche Freunde ein, verklingen dann im Äther, als ginge nur ein kurzer Sommerschauer nieder. Regentröpfe sprengeln die Dünung zwischen den weiß gekrönten Wogen, und der Wind riecht nach Salzgischt und hartem Sand, der sich in der Sonne aufgeheizt hat. Man fragt sich, ob all die Vorbereitungen und Warnungen nicht viel Lärm um nichts gewesen sind.

Dann scheint die Flut vom Land zurückzuweichen, als hätte sich mitten im Golf ein riesiger Abfluss aufgetan. Die Palmen richten sich in der Windstille auf, die Wedel sind mit einem Mal reglos. Man schluckt, damit das Knacken im Ohr aufhört, und kommt sich ebenso ohnmächtig vor wie an Bord eines Flugzeugs, das gefährlich an Höhe verliert. Im Süden baut sich ein langer, schwarzer Höcker am Erdenrand auf, wölbt sich aus dem Wasser wie ein gewaltiger Wal und erstreckt sich über den ganzen Horizont. Man traut seinen Augen kaum. Der schwarze Höcker rauscht jetzt auf die Küste zu, wird größer und immer schneller,

so dass der eigene Kamm vom Wasser verschlungen wird, bevor er sich brechen kann.

Man nennt das eine Flutwelle. Ihre Wucht kann Dammsysteme in Schlangenlinien aus schwarzem Sand verwandeln und eine Stadt dem Erdboden gleichmachen, vor allem, wenn sie keine natürlichen Schutzwälle hat. Die Wallinseln vor der Küste von Louisiana sind längst erodiert oder abgebaggert, auf Lastkähne verladen und zum Bestreuen von Parkplätzen verkauft worden. Die petrochemischen Unternehmen haben Kanäle in einer Länge von rund sechszehntausend Kilometer durch das Marschland gegraben, durch die Salzwasser einsickern und die Süßwassergebiete vom Plaquemine Parish bis zum Sabine Pass vernichten kann. Die Deiche entlang des Mississippi sorgen dafür, dass sich hunderte Tonnen Schlamm über den Rand des Kontinentalschelfs schieben, und verhindern, dass sie entlang der Küste nach Westen strömen, wo sie am dringendsten gebraucht werden. Das Marschland von Louisiana schrumpft jedes Jahr um rund hundertzwanzig Quadratkilometer.

Es ist ein Uhr morgens, und ich höre den Wind in den Eichen und Pekanbäumen. Die gerippten Fensterläden am Haus sind festgehakt und beben leicht im Rahmen. Nur das Flackern der Blitze in den Wolken oder ein jäher Regenguss, der unser Wellblechdach mit Kiefernadeln übersät, deuten auf ein Unwetter hin. Zwei Stunden östlich von uns müssen die Menschen in New Orleans, soweit sie nicht evakuiert wurden, mitansehen, wie ihre Stadt vom Antlitz der Erde gefegt wird. Warum werden die einen verschont, die anderen nicht? Ich habe keine Ahnung. Aber ich will

unbedingt verhindern, dass sich zwei Neuankömmlinge in unserer Kommune in unserem Gefängnis sicher und geborgen fühlen, während anständige Menschen in ihren eigenen Häusern ertrinken.

Ich rufe den Nachtschließer an und sage ihm, dass er die beiden MS-13-Mitglieder getrennt unterbringen soll.

„Was ist, wenn sie mich fragen, warum?“

„Sagen Sie ihnen, im Bezirk Iberia dürfen Homosexuelle nicht in der gleichen Zelle eingesperrt werden.“

„Was soll ich ihnen sagen?“

Eine halbe Stunde später fahre ich zu meiner Dienststelle und lese noch mal die Faxe und Computerausdrucke zu den beiden MS-13-Mitgliedern durch. Jeder Straftäter hat einen schwachen Punkt. Man muss ihn nur finden. Sie können ausgekochte Knackis oder verschlagen wie ein Tier sein, aber wenn sie sich dem Justizsystem stellen müssen, rennen sie ins offene Messer.

Ich hinterlege meine Schusswaffe am Eingang zum Arrestbereich und bitte den Nachtschließer, Felix „Chula“ Ramos in den Vernehmungsbereich zu bringen. Als Chula kommt, ist er in klirrende Taillen- und Beinketten gelegt. Er trägt nur eine weiße Boxershorts, die auf der tätowierten Haut sonderbar harmlos wirkt.

„Lösen Sie die Fesseln, Cap.“

Der Nachtschließer ist alt und hat rosa Ginflecken im Gesicht. Er interessiert sich weder für das theatralische Gehebe anderer noch will er sie vor sich selbst retten. „Kannste vergessen“, sagt er. Chula sitzt an dem Metalltisch aus Regierungsbeständen, hat die eine Hand locker auf der Platte

liegen und mustert mich von oben bis unten. „Ich könnte Ihnen die Kehle aufreißen. Bevor Sie einen Mucks machen, so schnell“, sagt er und schnipst mit den Fingern.

Ich reibe mir die Müdigkeit aus den Augen. „Ihr Komplize, wie heißt er doch, Luis, ist ein Dummkopf, aber ich glaube, Sie sind noch dämlicher als er.“

Die Haut unter Chulas linkem Auge zuckt, als liefe ein Insekt darüber. „Sagen Sie das noch mal.“

„Ihr zwei habt mich und den Sheriff beleidigt, weil gegen euch Haftbefehle von Seiten des Bundes vorliegen und ihr gedacht habt, ihr könnt in Nullkommanichts in eine schicke Bundeshaftanstalt verduften. Dazu wird es nicht kommen.“

„Wollen Sie damit sagen, Sie schicken uns nach Angola?“

„Irgendwann, aber vorerst überstellen wir Sie ins Zentralgefängnis in New Orleans. Beachten Sie, dass ich ‚Sie‘ gesagt habe, nicht ‚euch‘. Im Bezirk Orleans liegen Haftbefehle gegen euch beide vor. Es ist Kleinkram, aber wir halten uns ans Protokoll und schaffen Sie noch vor Tagesanbruch rüber.“

„Die ganze Stadt wird von der Landkarte geblasen. Wollen Sie mich veräppeln, Mann?“

„Mit etwas Glück werden die Häftlinge im Zentralgefängnis nicht vom Personal im Stich gelassen. Aber wer weiß? Das Gehalt der öffentlich Bediensteten im Bezirk Orleans ist beschissen. Können Sie in einem überfluteten Raum voller anderer Leute Wasser treten?“

„Das is nicht komisch, Mann.“

„Der Sheriff und ich haben uns über euer Strafregister

schiefgelacht. Ihr Komplize hat 'ne Bank in Pennsylvania ausgeraubt, aber ein Farbbeutel ist in der Tasche explodiert und hat sämtliche Scheine versaut. Deshalb hat Ihr dämlicher Freund fünfundsiebzigtausend Dollar heißes Geld zu einer Münzwäscherei gebracht und die Scheine ein ums andere Mal gewaschen, bis sie rosa waren. Dann wollte er damit einen vierzigtausend Dollar teuren SUV kaufen. Dieser Blödian hat Sie nicht nur ausgetrickst, er hat Sie nach Strich und Faden beschissen. Sie sitzen zehn Jahre in Angola ein, die Hälfte davon seinetwegen. Wenn Sie glauben, ich lüge, dann rufen Sie mich an, wenn Sie mit den schweren Jungs eingesperrt sind. Wissen Sie, was da oben ein Midnight Special ist? Stellen Sie sich einen verschwitzten, zweieinhalb Zentner schweren Schwarzen vor, der Ihnen einen Güterzug in den Arsch jagt.“

Ich zwinkere ihm zu. Er starrt auf die undurchsichtige weiße Tür und runzelt die Stirn. Ich höre ihn in der Stille atmen. Draußen schlägt ein Blitz ein, und einen Moment lang flackern die Lichter im Gebäude. „Was wollen Sie, Mann?“

„Sie haben gesagt, Ihre Schwester war mit einem süchtigen Priester in der Kiste.“

Am Vormittag gaben die Nachrichtensprecher im ganzen Land bekannt, dass Hurrikan Katrina seine Richtung geändert und sich von einem Sturm der Kategorie 5 auf Kategorie 3 abgeschwächt habe, bevor er auf das Festland traf, wo er Gulfport verwüstete, aber die Stadt verschonte, deren Schutz man vergessen hatte.

Die Straßen von New Iberia waren mit Autos verstopft, desgleichen jede andere Ortschaft und Stadt im Südwesten von Louisiana, der Parkplatz des Wal-Mart diente als Koordinationszentrale der fundamentalistischen Kirchen, die ohne zu zögern ihre Türen für jeden öffneten, der Hilfe brauchte. Aber die Sonne schien, der Wind brachte nur ein paar vereinzelte Regentropfen, und die Blumen entlang der East Main Street blühten eher wie im Frühling als im Sommer. Wir atmeten alle durch, glaubten, wir hätten das Schlimmste überstanden und die Warnungen der Schwarzseher durch unseren gemeinsamen Glauben widerlegt.

Aber die Nachrichtensprecher irrten und wir ebenfalls. Für New Orleans brach die lange Nacht der Leiden erst an.

Im Laufe der Nacht hatten die orkanartigen Winde und eine Flutwelle gewaltige Wassermassen in das Mississippi River Gulf Outlet gedrückt, im Volksmund „Mr. Go“-Kanal genannt, durch den ganzen St. Bernard Parish bis in den Orleans Parish und die tief gelegenen Wohngebiete entlang des Intercoastal Canal. Nach Sonnenaufgang, sagten die Bewohner des Lower Ninth Ward, hätten sie Explosionen

unter dem Deich gehört, der das Wasser des Lake Pontchartrain zurückhielt. Rasch verbreiteten sich von Haus zu Haus Gerüchte – entweder Terroristen oder Rassisten sprengten den einzigen Schutzwall, der verhinderte, dass der ganze See die größtenteils schwarze Bevölkerung im Lower Nine ertränkte.

Die Gerüchte stimmten natürlich nicht. Die Deiche brachen, weil sie von der Bausubstanz her zu schwach waren und kaum einen Sturm der Kategorie 3 überstehen konnten, geschweige denn einen der Kategorie 5. Jeder Katastrophenschützer im Staat wusste es. Das Army Corps of Engineers, das für die Wartung der Deiche zuständig war, wusste es. Im National Hurricane Center in Miami wusste man es.

Der Kongress der Vereinigten Staaten und die derzeitige Regierung in Washington, D.C., aber offenbar nicht, da man erst ein paar Monate zuvor die Mittel zur Ausbesserung der Deiche drastisch gekürzt hatte.

Ich hatte von einem Mitglied der MS-13-Gang den Aufenthaltsort meines süchtigen Priesterfreundes Jude LeBlanc erfahren. Aber am Montagmorgen um neun wurden alle meine Pläne über den Haufen geworfen, als Helen Soileau, die ihre Dienstmarke bereits an einer Kordel um den Hals hängen hatte, in mein Büro kam. „Lass alles stehen und liegen, Pops. Die halbe Dienststelle wird in die Große Schmutzlige abkommandiert“, sagte sie.

„Was ist los?“

„Such dir was aus“, erwiderte sie.

Die ersten schweren Sturmschäden sahen wir erst, als wir ein gutes Stück hinter Morgan City waren. Das Zuckerrohr auf den Feldern war platt gedrückt, als wäre es mit Dampfwalzen in die schwarze Erde gemahlen. Telefonmasten waren mitten durchgebrochen, Reklameschilder zerfetzt, die Dächer von Einkaufszentren abgedeckt. Der vierspurige Highway war mit Laub und grauem Schlamm aus den überfluteten Wäldern zu beiden Seiten der Straße bedeckt und tausende kreischender Vögel schwärmten am Himmel umher, als hätten sie keinen Platz zum Landen. Helen fuhr mit düsterer Miene, hinter uns kam ein Dutzend weiterer Dienstfahrzeuge mit rotierenden Blinklichtern. Einige hatten schlingernde Boote im Schlepptau, die bis an die Bordwand mit Erste-Hilfe-Ausrüstung, benzinbetriebenen Generatoren, gespendeten Lebensmitteln, Kleidung und Wasserflaschen beladen waren, alles mit Planen festgezurrt.

Helen war eine attraktive, muskulöse Frau, deren Intelligenz und Integrität ich immer bewundert hatte. Sie hatte als Politesse beim New Orleans Police Department angefangen, zu einer Zeit, als Frauen inmitten ihrer männlichen Kollegen einen schweren Stand hatten. Da sie ihr androgynes Äußeres nicht zu kaschieren versuchte, war sie für einige Mitarbeiter ein gefundenes Fressen, allen voran ein Zivilfahnder namens Nate Baxter, ein verkommener Cop bei der Sitte, der meiner Meinung nach in eine Seifenschale gehörte.

Eines Morgens beim Appell, kurz nachdem ein Hecken- schütze vom Dach eines Hotels im Quarter aus das Feuer auf Fußgänger eröffnet hatte, wandte sich Nate nach der

